In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 39. Posen, den 16. Februar 1929. 3. Jahrg.

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(37. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Als er aus seiner Betäubung zu sich kam, stand er noch immer unter den Laubgängen des Altstädter Rings der astronomischen Uhr gegenüber.

Nun war es wohl entschieden, daß ihm nichts anderes übrigblieb, als sich zu demütigen und die Schmach auf sich zu nehmen, die er hatte vermeiden wollen. Das war wohl der Sinn der Antwort gewesen, die ihm erteilt worden war.

Unter düsteren Schwibbogen betrat Max die engen Winkelgassen und stand nach kurzem Weg vor dem alten Haus, das nach den zwei silbernen Bären in den Zwickeln des verwitterten Renaissanceportals seinen Namen hatte.

Schwer hob er die Füße die ausgetretenen Stiegen zu Wlastas Wohnung empor. Als ihm die Vermieterin öffnete, zeigte sie ihm das verlegene Gesicht, das sie immer hatte, wenn eine Absage Wlastas zu melden war.

Wlasta lasse sich entschuldigen, sie habe mit dem Herrn Baron Kasimir eine längere Reise nach Italien angetreten.

O, das war eine gründliche Absage, so endgültig, wie man sie nur wünschen konnte. So hatte es ja endlich kommen müssen, und Max wunderte sich darüber nicht besonders. Ja, es ging ihn im Grund kaum mehr etwas an. Er hatte es eigentlich schon gewußt, als er die Stiegen des alten Hauses hinaufgegangen war.

Ob der Herr Doktor eine Botschaft dalassen wolle, fragte die Vermieterin, das Fräulein habe gesagt, sie werde ihre Adresse bekanntgeben.

Er habe keine Nachricht zu hinterlegen, sagte Max und stieg ohne Gruß die Treppe hinab.

Dann war er auf einmal wieder in seiner Wohnung und hielt einen Brief in der Hand, den er von seinem Tisch aufgenommen hatte. Sein Vater teilte ihm mit, daß Max versuchen müsse, Zeit zu gewinnen. Jetzt sei es unmöglich, Geld zu schicken; ein Bekenntnis stand darin, daß das flotte Prager Leben zum größten Teil aus fremder Tasche bezahlt worden war, aber nun war es ausgeschlossen, etwas zu machen, da der Blick des Gerichtes mit allzu großer Aufmerksamkeit auf alles geheftet war, was mit Justus Salzenbrod zusammenhing.

Auch das war keine Neuigkeit für Max, nichts, was mehr als ein Lächeln kostete.

Leise vor sich hinpfeifend, zählte Max seine Barschaft. Wenn er nun noch seine goldene Uhr, die er vor kurzem aus dem Versatzamt geholt hatte, verkaufte, so reichte alles miteinander noch für eine tolle Nacht in der Prager Judenstadt.

Auf dem Hradschin, in den Anlagen bei dem heiteren Prunkbau des Belvedere wußte Max eine Bank, von der man einen wundervollen Blick auf Stadt und Strom hatte. Dort würde er morgen ausruhen. Das Belvedere war ein Stück Süden mitten in der nordischen Stadt, dort in Italien hatten sie so lustige Bauten, die für die rauschenden Feste des Daseins den schönsten Rahmen gaben.

Ja, nun verstand Max die Antwort erst richtig, die ihm vor der astronomischen Uhr gegeben worden war. Es war wie ein abziehendes Gewölk in ihm, wie Rauch, der über einem niedergebrannten Feuer lagerte, und nun vom Wind entführt wurde. Es war das Leben, das so von ihm Abschied nahm.

XXIX.

Wenn sich auch Sabine in recht grellen Farben ausgemalt hatte, wie schlimm es ihr daheim ergehen werde, die Wirklichkeit übertraf noch alle ihre Befürchtungen.

Als sie gestanden hatte, daß sie bei Gericht für Justus ausgesagt habe, war ihr Gatte in einen solchen Zorn geraten, daß Sabine geglaubt hatte, er werde sie erschlagen.

So war sie noch niemals vorher geprügelt worden, es kam ihr vor, als sei das Fleisch von den Knochen losgelöst, und es gab keine Handbreit ihres Körpers, auf der sie nicht eine blutige Wunde oder wenigstens einen blauen oder grünen Fleck hatte.

Knollmeyer war die ganzen Wochen über mürrisch und zänkisch gewesen. Es waren Briefe von Max gekommen, nach deren jedem ihres Mannes Laune nur noch finsterer und streitsüchtiger geworden war. Obzwar er Sabine diese Briefe nicht gezeigt hatte, als sei es durchaus unnötig, sie an den Angelegenheiten ihres Sohnes teilnehmen zu lassen, wußte sie genau, um was es sich handelte. Es war ja immer das alte Lied, Max brauchte Geld, und der Vater konnte ihm keines geben. Die Fleischhauerei war völlig auf den Hund gekommen, die Kunden waren zu dem Geschäftsgegner am anderen Ende des Dorfes übergegangen, weil niemand Lust hatte, sich von Knollmeyer mit griesgrämigem Gesicht und groben Worten bedienen zu lassen. Die besten Aecker und das Vieh waren verkauft, mit den steinigen Feldern und sauren Wiesen, die Knollmeyer behalten hatte, war kein gedeihlicher Wirtschaftsbetrieb möglich.

Nun hatte Knollmeyer mit Bittgängen zu den Freunden begonnen. Er war bei Wiesinger gewesen und bei Opferkuch. Ja, er war sogar an seinen Schwiegersohn Kostelecky herangetreten, obzwar sich dieser vorsichtige Mann bereits längst von ihm losgesagt und sogar seiner Frau das Haus ihrer Eltern verboten hatte. Aber Knollmeyer hatte überall eisige Mienen und verschlossene Taschen gefunden. Er brauchte Sabine nichts zu sagen, sie merkte es an seiner immer mehr verschlechterten Stimmung und an der wachsenden Unruhe, die ihn umtrieb.

Nun hatte das, was er Sabines Verrat nannte, all diese Spannung ausgelöst und ihm Gelegenheit geboten, seinen ganzen Ingrimm an ihr auszutoben. Sie hatte sogar eine doppelte Tracht Prügel zu tragen. Denn Knollmeyer konnte ja nicht wagen, seinen Zorn an Nina auszulassen, so gerne er es wohl getan hätte, und so mußte Sabine für beide büßen.

Nach diesem wolkenbruchartigen Strafgericht mußte Sabine fünf Tage lang im Bett bleiben. Sie war einfach außerstande aufzustehen, mit so fürchterlichen Drohungen ihr Knollmeyer auch zusetzte.

Aber im Grund war dieser dürre Körper zäher, als man hätte erwarten können, und sie erholte sich langsam wieder von ihrer Schwäche. Und es war ja auch ein Wunsch da, der sie in allem Elend aufrecht hielt und ihr nach und nach etwas von ihrer Kraft zurückgab.

Am sechsten Tag packte Knollmeyer einige Wäschestücke zusammen, knurrte obenhin, er verreise auf kurze Zeit und verschwand aus dem Haus. Sabine erriet, daß er wohl einen letzten Versuch bei irgendeinem auswärtigen Freund machte, sich für Max Geld zu verschaffen.

Kaum war Sabine von seiner drückenden Nähe befreit, so war es ihr, als belebe sich ihr Körper auf ganz wunderbare Weise viel rascher, als sie es hatte hoffen können. Es war wohl ihre Seele, die durch die Kraft ihres Wunsches Sabine auf die Beine brachte und sie fähig machte, noch am selben Tag den Weg in ihr Heimatdorf anzutreten.

Ein bekannter Bauer, der dieselbe Straße fuhr, nahm sie ein gutes Stück mit, und als er Sabine dann absitzen lassen mußte, hatte sie es nicht mehr weit nach Haus.

Ja, so war es, nicht dort war sie zu Haus, wo sie von ihrem Mann mißhandelt, von ihrem Sohn geängstigt und mit Unheil bedroht, von ihrer Tochter verleugnet wurde, sondern auf dem kleinen Dorffriedhof, den sie gegen Abend betrat. Hier war die Heimat ihres Herzens, wo ihr erster Bräutigam in der Erde lag. Sie kniete vor dem kleinen Holzkreuz nieder, dessen Blechschild in nun schon verwaschenen Buchstaben seinen Namen trug.

Und alles, was sie an Klagen gegen das Schicksal in sich barg, all die ungeweinten Tränen, die sie erstickten, konnte sie nun endlich ungehemmt hinströmen lassen. Ihre Bitterkeit und ihren Kummer schluchzte sie in die Erde hinein; wenn der Tote ihr wirklich noch über den Treubruch gram war, so konnte er jetzt zufrieden sein, sie hatte ihn gesühnt, wie selten ein Mensch. Ach, warum hatte er ihr damals nicht geholfen, indem er auf ihrem Wort bestanden hatte. Gewiß, ein ganz klein wenig der Schuld mußte auch er schon auf sich nehmen, man konnte ihm ja auch einen Vorwurf daraus machen, daß er ihr den Kranz zurückgegeben hatte, so daß Sabine hatte glauben müssen, er selbst habe sie freigelassen. Es war doch wohl nicht anzunehmen, daß er es aus Rache getan hatte, um sie durch die Hölle eines ganzen Lebens für ihre Abkehr von ihrem Gelöbnis zu strafen. Die Toten mußten wohl selbst nicht, was die Zukunft bringen würde, und nun war es das Mitleid mit ihr, was ihm die ewige Seligkeit ein wenig störte.

Es war ein ganz wundersam tröstender Gedanke, einen geliebten Freund im Himmel zu haben, der sie bedauerte und vielleicht auch ab und zu eine Träne um sie weinte — wenn die Seligen weinen können.

Sabine war so in ihre Zwiesprache mit dem Toten versunken gewesen, daß sie nicht bemerkt hatte, wie finster es nach und nach geworden war. Als sie nun endlich gewahr wurde, daß die Nacht eingebrochen sei, nahm sie Abschied von dem Grab, voll Dank für die unvergängliche Liebe, von der sie sich aufgerichtet fühlte.

Als sie aber den Friedhof verlassen wollte, fand sie, daß inzwischen das Tor verschlossen worden war. Der Totengräber wohnte so weit entfernt, daß ihr Rufen von ihm unvernommen blieb, die Mauer war zu hoch, um sie mit ihrem zerschundenen, geschwächten Körper überklettern zu können. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als auf dem Grab des Geliebten zu übernachten. Sie kauerte sich auf den Hügel in das welke Herbstgras, zog das wollene Tuch um die Schultern und überließ sich wieder ihren Gedanken. Sie hatte nicht die mindeste Angst vor den Geistern der Toten oder übelwollenden Dämonen, sie fühlte sich völlig in Sicherheit, von dem toten Freund in seine Obhut genommen und vor allem Bösen geschützt.

Vor der Kälte der Herbstnacht freilich konnte sie der Tote nicht behüten, und so war Sabine am Morgen dermaßen erstarrt, daß sie sich kaum zu erheben vermochte. Als sie das Friedhofstor aufschließen hörte und den Totengräber zwischen den Kreuzen herumwandern sah, raffte sie sich gewaltsam auf und schlich von dem Gottesacker davon.

Sie wollte sogleich wieder den Rückweg antreten, aber sie hatte sich wohl zu viel zugemutet und brach vor dem Dorf kraftlos zusammen. Es blieb nichts anderes übrig, als die Gastfreundschaft einer alten Gevatterin in Anspruch zu nehmen, die sie hier besaß.

Erst am nächsten Morgen war Sabine so weit, daß sie heimkehren konnte. Diesmal fand sich niemand, der sie auf seinem Wagen hätte mitfahren lassen können, und so kam sie erst am späten Nachmittag heim, völlig erschöpft, aber doch noch durchdrungen von der Seligkeit ihrer Aussprache und Versöhnung mit dem einst Geliebten.

Es traf sie in diesem gehobenen Zustand nicht einmal sonderlich erschreckend, daß ihr Mann schon vor ihr zurückgekommen war. In der Betäubung ihres Glücks und ihrer Schwäche überhörte sie sogar den bedrohlichen Ton seiner Frage, woher sie komme.

Mit einer beiläufigen Ausflucht wollte sie an Knollmeyer vorüber, aber er trat ihr in den Weg und packte sie mit rohem Griff am Handgelenk: „Ich kann mir schon denken," schnob er wütend, „wo du gewesen bist! Wenn die Katz' aus dem Haus ist, wollen die Mäus' Kirchweih haben. Bist mir davongelaufen zu deiner Freundin, diesem Weibsbild, der Rina, dieser Schlampen! Habt's euch zusammengeduckt, recht gemütlich, auch die Nacht, damit ihr euch recht austratschen könnt's. Hast in dem Bett von dem Betrüger geschlafen, was? Und hast gesagt: ach, ist das schön, daß du neben mir liegst und nicht mein Mann!"

Aber da mußte Sabine nur lächeln, daß ihr Mann meinte, sie habe sich bei Rina einquartiert, um es einmal recht behaglich zu haben.

„Und da habt's ihr alle zwei euch miteinander gefreut," fuhr Knollmeyer fort, von Sabines verlorenem Lächeln noch mehr gereizt, „wie ihr den Knollmeyer zum Narren gemacht habt's. Und wie's euch gelungen ist, dem Gericht die Augen zu verpappen."

Die Worte klangen an Sabine vorüber, es war, als sei ihr Körper durchscheinend geworden und man sehe das Lächeln ihrer Seele.

„Warum stehst du denn da wie ein Stockfisch? So sag' mir's doch ins Gesicht, wie du dich freust, daß dieser Betrüger, der sich Justus schimpft, in ein paar Tagen wieder zurück sein wird. Willst du vielleicht tun, als hättest du noch nichts davon gehört? Das ganze Dorf ist doch voll davon, der Donner hat's ja brühwarm im Wirtshaus erzählt, sein Bruder hat ihm geschrieben, daß der Schwindler freikommen wird."

War es wirklich so, wie Knollmeyer sagte? Sabine glaubte zu verstehen, daß ihr Bruder freikommen würde! Ja, dann war es nicht umsonst gewesen, daß sie um der Wahrheit willen die Schläge auf sich genommen hatte, dann konnte man sich wirklich seiner Standhaftigkeit freuen.

„Und du lachst noch dazu?" schrie Knollmeyer Sabine ins Gesicht, „aber wart' nur, ich werd' dir schon das Lachen austreiben! Du wirst schon aufhören, wenn du spürst, wie dir das Fell platzt."

Mit einemmal wich der selige Schwindel, in den Sabine bis jetzt eingehüllt gewesen war. Sie sah ihres Mannes entsetzliche blutunterlaufene Augen vor sich und sah, wie er nach dem Ochsenziemer an der Wand griff.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hand voll Erde.

Von Waldemar Münch.

Der Zug raste durch das öde anspruchslose Land. Rücksichtslos, mit unverminderter Schnelligkeit durchfuhr er die kleinen Dorfstationen und tauchte, ehe man sich's versah, im nächtlichen Dunkel wieder unter. In einem Abteil zweiter Klasse saß allein der kaiserlich russische Dragoner-Rittmeister und nun Balalaika-spieler beim Donez-Kosaken-Chor, Michael Gantscheff, und starrte, die Wange an die kühle Fensterscheibe gepreßt, in die Nacht. Ohne Halt, an trostlosem Brachland, an trügenden Sümpfen vorbei, fuhr der Zug der Grenze zu. Gantscheff griff in die Tasche und langte sich eine Zigarette hervor. Im verdunkelten Abteil flammte sekundenlang gespenstisch ein Streichholz auf, dann war es wieder finster. Er lehnte sich zurück und überdachte:

Gestern Warschau. Mit wehmütigen Gefühlen war er morgens angekommen, und als er zur Weiterreise wieder am Bahnsteig stand, war alle Wehmut in ihm erstorben. Stundenlang war er durch die Straßen geschlendert, aber alles mutete ihn fremd an. Da stand die Kaserne noch, wie oft war er früher durch das breite Tor gegangen. Stramm stand damals der Posten und salutierte. Wieder standen Soldaten vor dem gelben, vielfenstrigen Haus, aber sie beachteten ihn nicht. An der großen Konditorei ging er vorbei. Wie viele Stunden hatte er dort mit Kameraden vertrödelt. Fremd war ihm alles geworden, fremd. Nur als er an dem kleinen, vornehmen Geschäft vorüberging, in dem er immer seine Handschuhe kaufte, sah er vor der Tür denselben adrett gekleideten Herrn stehen, der ihn oftmals bediente. Aber auch der sah dem schlanken Mann, der neugierig seinen Laden maß, nur gelangweilt nach. — Was habe ich denn erwartet? gestand er sich; es liegen doch fünfzehn Jahre dazwischen. Und nun? Unwillkürlich mußte er lächeln. Da fuhr er nun ohne bestimmten Zweck der Grenze zu. Aus Leichtfertigkeit, aus Sentimentalität? Unechte Gefühle hatten ihn niemals beschwert, und nun hatte er sich von Empfindungen überrumpeln lassen, die er vor sich nicht verantworten konnte. Eine Idee, die der Augenblick geboren: der verwehrten Heimat nahe zu sein, wenigstens so nahe, um sich den Wind ums Haupt wehen zu lassen, der aus dem heimatlichen Osten strich. Nur die dunklen, fernen Umrisse der Bäume sehen, nur leise und heimlich die Erde der verlorenen Heimat streicheln dürfen. Und dann zurück. Wenige Tage später sitzt man dann wieder am Podium und klimpert der stumpfen Menge das Lied an den Mond oder das Wolgalied vor. Brr! Er schüttelte sich.

Die Tür wurde aufgerissen, und der Schaffner rief den Grenzort aus. Gantscheff griff nach dem kleinen Handkoffer. „So, jetzt ist Vorsicht geboten," brummte er vor sich hin; „womöglich als Spion abgefaßt werden, wäre nicht sehr angenehm." Der Zug verlangsamte sein Tempo und stand mit einem Ruck still. Ein düster beleuchteter Bahnhof, der von Zöllnern und Polizisten wimmelte. Er spähte vorsichtig umher, rann riß er die Wagentür auf der entgegengesetzten Seite auf und sprang ab. Einen Schritt vor ihm stand ein Lastzug. Behende sprang er auf und versteckte sich in einer leeren Bremserhütte. Mit verhaltenem Atem lauschte er. War man ihm auf der Spur? Nein, nichts Verdächtiges ließ sich vernehmen. „Na, das ist ja noch gut gegangen," murmelte er, „wenn es so bleibt, kann ich zufrieden sein." In gebückter Haltung saß er da und wartete. Die wenigen Lichter am Bahnhof wurden ausgelöscht, er vernahm Stimmen, die sich langsam entfernten, dann lag Totenstille über den Geleisen. Nun war der Augenblick gekommen. Geräuschlos klomm er zur Erde und behutsam, wie ein Indianer auf dem Kriegspfade, kroch er die Wagenreihe entlang. Sorgfältig spähte er dabei umher, um ein Loch zu finden, durch das er entschlüpfen konnte. Da drüben, das Dickicht. Mit einem Satz war er dort und rollt auch schon eine Böschung hinunter. Mit heiler Haut landete er an einem Graben und sprang behende hinüber. „So, nun will ich mir mal die Gegend ansehen," flüsterte er, „vor zwölf Jahren bin ich einmal hier gewesen, aber damals hatten wir verdammt wenig Zeit um uns umzusehen. Aha, ich glaube dort." Vorsichtig umkreiste er die Bahnhofanlage und fand sich auf einem Feldweg wieder. Unschlüssig blickte er umher, dann setzte er sich zögernd in Bewegung. Instinktmäßig ging er dem Nordosten zu, dort mußte die Grenze sein. Vorsichtig, jedem Geräusch aus dem Wege gehend, tastete er im Dunkel vorwärts. Die Gefahr war groß, jeden Augenblick konnte ein bewaffneter Posten auftauchen, und dann war es um ihn geschehen. Wer sollte es auch glauben, daß er, einer sentimentalen Marotte wegen, nachts diesen Weg ging. Ein aufgescheuchtes Nachttier huschte mit leisem Laut vor seinen Füßen hin. Erschrocken griff Gantscheff nach der Stirn. „Ueberreizte Nerven," murmelte er vor sich hin, „zu dumm, das habe ich doch früher nicht gekannt." Nun lächelte er wieder und sah angestrengt nach der Uhr. Vier Uhr, entzifferte er. Die Stunde der Schmuggler ist vorüber, und die Zöllner sind müde geworden. Wo blieb die Grenze? Vorwärts, in einer Stunde bricht der Tag an, und dann ist es zu spät. Die friedliche Stille hatte ihn sorglos gemacht. Er riß sich aus seiner gebückten Haltung hoch und schritt rasch und furchtlos aus. Er stockte. Etwas Weißes, Mattschimmerndes lag vor ihm. Ein Grenzstein. Ja, wirklich, ein Grenzstein. Ein Beben durchlief Gantscheffs Körper, kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn, nur mit Mühe vermochte er Haltung zu bewahren. Da hatte sie ihn auch schon verlassen. „Die Grenze," rang es sich von seinen Lippen, „die Grenze . . . Rußland . . . die Heimat . . ." Er sank in die Knie, ein verhaltenes Schluchzen schüttelte den starken Mann, mit zitternden Händen liebkoste er den kalten Stein. Die einstürmenden Gefühle hatten ihn überwältigt, er preßte seine Wange voll Zärtlichkeit an den toten Granit, und seine Lippen flüsterten unzählige Liebes- und Koseworte. Lange Minuten lag er so, und die fiebrig zitternden Hände wühlten verkrampft in der Heimaterde. Eine wundervolle Ewigkeit dünkte ihn die Zeit, ausgelöscht waren die letzten Jahre, der Augenblick war zu schön. Daheim, bei Mütterchen Rußland, daheim. Nur langsam erhob er sich, fast versagten die Beine ihren Dienst. Weit im Osten, aus der Erde empor, kroch ein schmaler, grauer Lichtstreif. Die Sonne! Bald wird sie kommen, und wenn ihre Strahlen die starre, kalte Heimaterde erwärmen werden, wird alles längst vorbei sein. Heimaterde! Ja, das mußte noch geschehen. Langsam schritt er hinein ins verbotene Land. „Schwarze, mütterliche Erde, wenn du mich auch verstoßen hast, ich bin dir immer treu geblieben im fremden Land, meine Liebe zu dir ist nicht gestorben." Vergessen war alle Gefahr. Er bückte sich und öffnete sein Köfferchen. Alle Schwäche war von ihm gewichen, er hatte sich wieder in der Gewalt. Mit starken Fingern wühlte er das Erdreich auf. Harte, noch schlafende Erde. „Ein Stückchen Scholle mit ins fremde Land." Zärtlich betrachtete er seine schmutzigen Hände. Heimaterde! Mit glücklichem Gesicht richtete er sich auf und dehnte sich wie nach irgend etwas glücklich Erlebten. Im grauen Morgenlicht sah er, wie sich die herbstlichen Zweige auseinanderbogen, ein behelmter Kopf wurde sichtbar, und nun stand mit erhobenem Gewehr ein Soldat in Schußweite. „Stoj!" dröhnte es herüber. Entsetzen erfaßte Gantscheff. „Das ist das Ende," murmelte er vor sich hin, „doch nein, dort der Stein, die Grenze, nur wenige Schritte, vielleicht gelingt es, dort ist Rettung." Er erfaßte die Tasche und lief mit fliegendem Atem dem Stein zu. Ein Schuß zerriß die morgendliche Stille. Der Flüchtige griff, mit den Armen nach Halt suchend, umher, warf sich noch einmal herum und klatschte mit leisem Schlag zur Erde. Das Gesicht lag gegen Osten. Bedächtig, ohne Eile, kam der Soldat heran. Er neigte sich über Gantscheff. „Tot," brummte er vor sich hin, „Spion oder Schmuggler." Dann ging er zurück, um seinem Vorgesetzten die Meldung zu erstatten.

Im Nachtcafé bemerkt kein Mensch, daß von den Donezkosaken einer fehlt . . .

Das Land, das die meisten Briefmarken hat.

In fast allen Ländern der Erde ist die Klage die gleiche, daß viel zu häufig mit den Briefmarken gewechselt wird, so daß man schließlich nicht mehr aus und ein weiß. Tatsächlich gibt es eine ganze Reihe von Ländern, die es bisher zu einer recht zweifelhaften Art von Rekorden gebracht haben. So haben neuerliche Feststellungen ergeben, daß es Nicaragua bereits auf sage und schreibe 1037 verschiedene Markenarten gebracht hat und mit dieser außerordentlichen Menge zurzeit an der Spitze steht. An zweiter Stelle steht die Türkei mit 919 verschiedenen Markensorten, dann folgt Mexiko mit einem Bestand von 727. Als nächstes Land kommt in der Liste Salvador mit einem Markenreichtum von 687, sodann folgt Deutschland mit annähernd 600 verschiedenen Markensorten. Die Vereinigten Staaten bleiben hinter Deutschland um ein volles Hundert zurück, während alle übrigen Länder sich auf diesem Gebiete noch weit mehr beherrscht haben.

Was viele nicht wissen.

Schiffe, die aus seuchenverdächtigen Häfen kommen, werden bei ihrer Ankunft meist in Quarantäne genommen, d. h. sie müssen abseits ankern, und Mannschaft und Passagiere dürfen vor Ablauf einer bestimmten Sperrfrist nicht von Bord gehen. Das Wort Quarantäne kommt von dem französischen Quarantaine und bedeutet eine Frist von 40 Tagen. Die Einrichtung stammt aus dem Mittelalter, als noch die Pest in Europa wütete, und man die Verdächtigen auf 40 Tage absonderte. Man wählte darum eine Frist von 40 Tagen, weil schon Moses und Christus sich nach der Bibel eine solche Zeitspanne von den Menschen ferngehalten hatten.

*

Das Handelsamt der Vereinigten Staaten hat festgestellt, daß nicht weniger als 31 Millionen Kraftfahrzeuge auf der Welt benutzt werden, d. h. auf jeden 64. Menschen kommt ein Automobil. Während in Amerika schon jeder fünfte Mensch glücklicher Autobesitzer ist, hat nur jeder 91 743. Abessinier solch ein „Teufelsfahrzeug". In Deutschland laufen jetzt über eine Million Wagen, d. h. jeder 65. Einwohner fährt sein eigenes Auto.

*

Sehr oft werden die Begriffe Mulatte, Mestize und Kreole miteinander verwechselt. Während ein Mestize ein Abkömmling von Weißen und Indianern, ein Mulatte eine Mischung zwischen Negern und Weißen ist, würde sich ein Kreole die Bezeichnung Mischling höchlichst verbitten. Kreolen sind reinrassig

Nachkommen von weißen Kolonisten in den ehemaligen spanischen, französischen und portugiesischen Kolonien Amerikas.

*

Das Konversationslexikon enthält nicht weniger als sechzig Berühmtheiten, die auf den Namen Müller hören, wobei die Müllers mit Bindestrich und zweitem Namen gar nicht berücksichtigt sind. Unter ihnen befinden sich Goethes Freund, der Kanzler Müller, Wilhelm Müller, dessen Verse Schubert vertont hat, und der berühmte Maler Müller, der sich auch — Lukas Cranach nannte.

Morphium, Kaffee, Kakao keine Gifte mehr?

Professor Hans Much in München hat kürzlich eine interessante Entdeckung gemacht. Er fand, daß gewisse organsaure Pflanzenfette die Wirkung besitzen, bestimmten Alkaloidgiften ihren giftigen Gehalt zu nehmen. Von großer Wirkung ist die entgiftende Wirkung bestimmter Pflanzenextrakte auf das Morphium. Diese Feststellung wird für die Frage der Morphiumentwöhnung von großer Bedeutung sein. Wichtig ist vor allen Dingen, daß die heilende, schmerzstillende Kraft des Morphiums beibehalten wird, während die erregende, angenehme Wirkung, die so oft zum Mißbrauch verleitet, schwindet. Aber auch Kaffee und Tabak kann auf diese Art ihr giftiger Gehalt entzogen werden. Wesentlich ist dabei, daß der Geschmack keine Einbuße erleidet und sonst jede schädliche Wirkung, die durch irgendeine Bindung entstehen könnte, vermieden wird. Man braucht zum Beispiel nur einer Menge von 100 Kubikzentimetern stärksten Mokkas zwei Tropfen eines Stoffes hinzuzusetzen, der in Tieren und Pflanzen weit verbreitet ist, jegliche Schädigung ist auch für koffeinempfindliche Menschen ausgeschaltet. Nähere Angaben über seine neue Erfindung wird Professor Much gelegentlich eines Vortrages in Schweden im Februar machen.

Der „Knigge" um 1730.

In artigen Komplimentierbüchlein gültige Regeln für gesellschaftliches und soziales Leben in Kurs zu bringen, ist nicht nur unsere Zeit so löblich beflissen; schon frühere Jahrhunderte haben danach getrachtet, in wohldurchdachten Paragraphen Rezepte für Gewinnung des feineren Lebensschliffes und galanter Politur zu gewinnen. Ja man hat sogar das savoir vivre schon früh als eine Art Wissenschaft erkennen gelernt und demgemäß mit akademischer Gründlichkeit erörtert. Sehr interessant ist in dieser Hinsicht ein heute längst verschollenes, im Jahre 1730 in zweiter Auflage erschienenes Büchlein, das den Titel führt: „Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft, der Privat-Personen, welche die allgemeinen Regeln, die bey der Mode, den Titulaturen, dem Range, den Complimens, den Geberden, und bey Höfen überhaupt, als auch bey den geistl. Handlungen, in der Conversation, bey der Correspondenz, bey Visiten, Assembleen, Spielen, Umgang mit Dames, Gastereyen, Divertissements, Ausmeublirung der Zimmer, Kleidung, Equipage u. s. w. enthält. Einige Fehler entdeckt und verbessert, und sie hin und wieder mit einigen moralischen und historischen Anmerkungen begleitet, abgefaßt von Julio Bernhard von Rohr." Ein Hauptabschnitt handelt natürlich „von dem Umgang mit Frauenzimmer". „Die Conversation mit dem Frauenzimmer muß allezeit mit Tugend und Sittsamkeit vergesellschaftet werden."

Die glückliche Damenwelt von England

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß sich die englische Regierung auf Seelenkunde versteht, dann hat sie diesen Beweis durch ihre neuerliche Maßnahme in Großformat geliefert: durch die Maßnahme nämlich, hinfort die Weiblichkeit des Inselreiches von der Verpflichtung zu befreien, beim Wahlgeschäft das — Alter anzugeben. Es genügt lediglich die Erklärung, daß man älter als 21 Jahre sei. Daß sich diese Verordnung, die an Klugheit nichts zu wünschen übrig läßt, künftighin in den Wahlresultaten beredten Ausdruck verschaffen wird, darüber besteht auch nicht der geringste Zweifel.

Auto auf Abzahlung.

Auf einen originellen Einfall kam kürzlich ein Kaffeehausbesitzer in einem kleinen Flecken der italienischen Schweiz. Der brave Mann wünschte nichts sehnlicher, als ein eigenes Auto zu besitzen, wozu ihm aber bedauerlicherweise das nötige Bargeld fehlte. Zum Glück kam ihm ein praktischer Gedanke, wie er seinesgleichen sucht. Er vereinbarte mit dem ihm wohlbekannten Kraftwagenbesitzer, daß er das Auto auf Abzahlung kaufen würde — auf Abzahlung in Naturalien, denn man ist nicht umsonst Kaffeehauseigentümer. Der praktische Mann stellte seinem Geschäftsfreund also Bons für 10 000 Tassen Kaffee aus, wobei der Verkaufspreis des Autos im ganz richtigen Verhältnis zu dem einer Tasse Kaffee verrechnet wurde. Nun ist zwar nicht gerade anzunehmen, daß der glückliche Autoverkäufer in der Lage sein wird, während seines Lebens die ihm gutgeschriebenen 10 000 Tassen Kaffee abzutrinken, er beabsichtigt aber, sich mit dem Weiterverkauf der Bons zu helfen, und hofft, daß dieses neue Geschäft sich nicht weniger gut rentieren wird als der Verkauf von Kraftwagen.

Aus aller Welt.

Dampferverbindung zwischen den großen amerikanischen Binnenseen und Europa. Eine norwegische Reederei wird im Frühjahr 1929 eine neue Dampferlinie eröffnen, die die großen amerikanischen Binnenseen direkt mit Europa verbinden wird. Diese Dampferlinie soll namentlich den großen Fabrikanten und Exporteuren von Automobilen, landwirtschaftlichen Maschinen und vor allem auch den Getreideexporteuren, die um diese amerikanischen Binnenseen herum wohnen, dienen; und diese Industriellen sollen bereits große Frachtverträge für den kommenden Sommer abgeschlossen haben. Vorläufig können auf dem Wellandkanal, der die Binnenseen mit dem Ozean verbindet, nur Schiffe mit einem Rauminhalt von höchstens 2000 Tonnen verkehren. Die amerikanische Regierung hat jedoch bereits 50 Millionen Dollar für die Erweiterung und Vertiefung des Kanals bewilligt, so daß es nicht mehr lange dauern wird, bis alle Ozeanriesen den Kanal durchfahren können.

Auch eine Gesteinsart. Der berühmte deutsche Maler Arnold Böcklin war gerade mit einem seiner größten monumentalen Werke, der „Züricher Toteninsel", beschäftigt, als ein Herr zu ihm ins Atelier trat. Böcklin ließ sich bei seiner Arbeit nicht stören, so daß der Besucher Zeit hatte, das schon fast fertige Meisterwerk kritisch zu betrachten. Endlich räusperte er sich und sagte: „Gestatten Sie mir eine Bemerkung, Herr Böcklin? Nehmen Sie mir's nicht übel, aber was meinen Sie zu den Felsen, die Sie da malen? Was ist das eigentlich für eine Gesteinsart? Solche Felsen gibt's ja gar nicht." — „Das macht auch nichts," antwortete Böcklin seelenruhig. — „Aber ich bitte Sie, im Interesse der Sache. Ich glaube, unser Geologe Professor Heim würde diese Felsen gewiß nicht bestimmen können. Sie haben keine geologische Struktur und könnten ebensogut etwas anderes sein." — „So!" brummte Böcklin. „Etwas anderes — zum Beispiel — — Käse." Dabei schaute er den Fragesteller so eigentümlich über seine Gläser hinweg an, daß diesem ganz unbehaglich zumute wurde und er schleunigst Abschied nahm. Als sich Böcklin später bei Bruckmann beklagte, was die Herren „Kunstgelehrten" sich jetzt alles herausnähmen, meinte er: „Als ob ein Maler Geologe oder Botaniker sein müßte. — Gott sei Dank, daß diese Herren keine Maler sind."

Eine Moschee als Depositenbank. Die in den Jahren 1550 bis 1566 erbaute Moschee Solismans, die „Suleimanije", eine der zierlichsten und prächtigsten Bauwerke Konstantinopels, genießt den seltsamen und schätzenswerten Vorzug, eine sozusagen unter „Allahs Schutz" stehende Depositenbank alles nur erdentlichen Privateigentums zu sein. Eine kostbar verzierte Galerie längs der ganzen Nordseite der Moschee ist voll von Koffern verschiedener Größe und Form. Bis unter das Dach aufgestapelt, stehen diese Gepäckstücke mit einer Marke versehen, die nur dem Eigentümer und dem jeweiligen Aufseher bekannt ist. Die der „Suleimanije" anvertrauten Güter werden beim Empfang mit näherer Beschreibung von einem Beamten in ein Buch eingetragen und bleiben solange unversehrt und unberührt, bis sie von ihren Eigentümern zurückgefordert werden. Personen aller Nationen und Religionen dürfen hier ihr Gut niederlegen, und weder Volksempörungen, noch Regierungsänderungen würden es wagen, die Heiligkeit dieses anerkannten Depositums anzutasten. Unermeßliche Schätze an Gold, Silber und Kostbarkeiten haben hier fünfzig, ja hundert Jahre gelagert, und nie ist weder Schloß, noch Riegel erbrochen worden, so oft auch der türkische Hof in Geldverlegenheiten gewesen sein mag.

Der erste Bubenkopf auf einer Münze. Frankreich bringt demnächst eine Goldmünze für 100 Frank heraus, die zum ersten Male einen Bubikopf tragen wird. Die Zeichnung stellt einen modernen Mädchenkopf dar, der die Freiheit versinnbildlichen soll. Lucien Bazor, der Schöpfer dieser Idee, sagt über seine Zeichnung: „Ich wünschte, ohne der Tradition untreu zu werden, die Republik durch die Eigenschaften des modernen französischen Mädchens darzustellen, das durch die Prüfung des großen Krieges geläutert ist. Wie Frankreich, ist dieses Mädchen hübsch, ihr Blick ist feurig, ohne anmaßend zu sein, und ihr Gesicht drückt Willen und Intelligenz aus. Das Haar des Mädchens ist unter der Kopfbedeckung geschoren, während die Flügel Merkurs, welche die Kopfbedeckung zieren, seinen Tätigkeitsdrang andeuten." Ob nach dieser Interpretation der Mädchenkopf ein getreues und vollständiges Abbild der „großen Nation" gibt, möge hier dahingestellt sein.

Fröhliche Ecke.

Konfektion. Treffen sich zwei Berliner Konfektionäre. Jocobowitz und Jacobowitz.
„Wie geht das Geschäft?" fragt Jocobowitz den Jacobowitz.
„Meine Kundschaft wächst von Tag zu Tag."
„Was machst du eigentlich?"
„Kinderkonfektion."

Die Pyramiden. Der Fremdenführer: „An diesen Pyramiden wurde fast zweitausend Jahre gebaut." — Frau Dämel: „Siehste, Emil! Genau wie bei uns. Da trödeln die Architekten ooch solange."

Erledigt. „Na, wie geht das Geschäft? — „Verschieden!" — „Gewiß mal gut, mal schlecht?" — „Nee, verschieden. Ganz tot!"